

Neue Schweizerbücher [Fortsetzung]

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 48

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647859>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Gstaad vom Hornberg aus.

ganz rein und fledenlos lebte! Was ich schon früher versucht hatte und was mir mißglückt war, jetzt würde es gelingen, jetzt war mein Vorfaß und Wille stark genug, jetzt nach diesem Elend, dieser Hölle voll Qual! Mein ganzes Wesen bemächtigte sich dieses Wunschgedankens und sog sich inbrünstig daran fest. Trost regnete vom Himmel, Zukunft tat sich blau und sonnig auf. In diesen Phantasien schlief ich endlich ein und schlief unbeschwert die ganze, gute Nacht hindurch.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Schweizerbücher. *)

Von drei Frauenbüchern möchte ich dir noch zum Schluß berichten. Es sind drei Romane. Aber diesmal nicht „Frauenromane“ im herkömmlichen Sinn, wie man sie etwa in den Feuilletons unserer Zeitungen liest: auf jeder neuen Seite ein neuer bunter Handlungsfaden hineingewoben mit Spannung: „Kriegt sie ihn? kriegt sie ihn nicht?“ Die Schweizer Schriftstellerinnen der Gegenwart sind fast auf der ganzen Linie Respektpersonen, vor denen Gottfried Keller, lebte er noch, wahrlich mit größerer Berechtigung den Hut abziehen könnte, als er es seinerzeit vor der Marlitt getan hat. Insbesondere die drei, die hier in Frage kommen, würden sicherlich keine lebhaftere Sympathie finden mit ihren neuen Büchern. Das sind, wie gesagt, keine leichteren Unterhaltungsbücher. Sie sind im Gegenteil voll inneren Lebens, dem man sachte und besinnlich nachgehen muß; sie sind auch voll poetischer Schönheiten; aber diese sind nicht prozig an den Weg gestellt: alle zehn Schritte ein neuer Schönheitsgipfel — nein, man muß sich wachen Geistes und mit empfänglicher Seele zu ihnen hinlesen.

Lilli Haller hat uns schon zwei lebensstarke Novellenbücher geschenkt. Nun gibt sie uns ihren ersten Roman. Einen Ich-Roman, der die Welt im Schicksal einer Frau widerspiegelt. Oder vielmehr dreier Frauen, dreier Schwestern, von denen die eine, die Ich-Erzählerin, die

Hier besprochen sind:

Lilli Haller, Die Stufe, Roman. 378 S. 8°. Geb. Fr. 7. 80. Verlag A. Franke u. G., Bern.

Lisa Wenger, Der Vogel im Käfig. Roman. Verlag Grethlein & Cie., Leipzig/Zürich.

Maria Waser, Wir Narren von gestern. Bekenntnisse eines Einsamen. Roman. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin.

führende Rolle spielt, das Erleben der andern bildet die Folie zum Erleben der Hauptperson; jenes gibt diesem Vertiefung, die eine Handlung fördert und stützt die andere.

Es ist die Geschichte des tapferen Mädchens, das sich allein durchs Leben schlägt und das über zahllose Hindernisse äußerer und innerer Art hinweg unentwegt einen hochgestellten Lebensziele zustrebt. Eine liebeleere Jugend; die Mutter früh gestorben; der Vater im Irrenhaus; die ersten Mädchenjahre in der Fremde im Kampf um das eigene Brot. Nach vier Jahren kommt Anna Richter zurück in die Heimat mit dem Entschlusse, sich den Weg zum Hochschulstudium und durch dieses zu einem Berufe zu bahnen, der ihren Anlagen und Neigungen gerecht wird. Sie quartiert sich in die Wohnung der Schwestern ein, die als Geschäftsangestellte ihrem Brote nachgehen; sie verdient sich durch Privatstunden die Mittel zum Studium, soweit dazu das in der Fremde ersparte kleine Kapital nicht reicht. Schwer lastet das Unglück der Familie auf den einsamen Mädchen; eine böse Großmutter schaut aus dunklem Rahmen auf sie herab; die Erinnerung an die liebeleeren Jahre im Waisenhaus bedrückt ihren Alltag, der Sonntag bringt eine schwere, aber gerneübte Kinderpflicht: den Besuch des Vaters im Irrenhaus; die Geldsorge greift grausam und demütigend in ihr Leben. In allen Ecken der Mädchenwohnung lauert die Einsamkeit. Es gelingt den drei lebens- und liebeshungrigen Menschenkindern nur unvollkommen, das Leben in ihre Räume zu ziehen. Suse, die jüngste, greift völlig fehl bei diesem Suchen nach Lebensglück. Regine, die zweite, begnügt sich resignierend mit einer Reise nach Rußland zum merkwürdigen Freund Vitia und zu seinen Bienen; die Frage nach ihrem Schicksal bleibt ungelöst. Anna aber kämpft sich durch. Sie findet in schweren Zeiten Verständnis, Hilfe, Freundschaft und Vorbilder. Eine bittere Liebesenttäuschung hat an ihrer Gesundheit gerüttelt. In der Stille und Beschaulichkeit eines ländlichen Aufenthaltes findet sie ihre körperliche Kraft und das Gleichgewicht der Seele wieder. Sie kommt zur Natur und kommt zu guten Menschen. Sie lernt ihr Erleben zu objektivieren. Sie erkennt die wahre, echte Liebe: die Liebe, die nicht das Selbst sucht, sondern die andere beglücken will. Solche Liebe nimmt die Einsamkeit. So findet Anna Richter das Leben wieder. Sie wird fürder nicht mehr nach dem Wissen streben um seiner selbst und um der eigenen Person willen; sie will keine gelehrte Frau werden, aber eine, die um das Leben weiß. Am Bette der



Schönes Skigelände auf dem Hundsrück zwischen Zweisimmen und Gstaad.

Freundin und an der Wiege ihres Kindes findet sie dieses Leben zuerst.

Man kann diesen schlichten und bekennnistapferen Lebensroman nicht ohne Ergriffenheit lesen. Wir Menschen sind alle Kämpfer und müssen uns wehren, daß wir am Schicksalsrad hochkommen und nicht zermalmt werden. Aber die familienlosen und ehelosen Mädchen verdienen um ihren schweren Kampf unser ganz besonderes Mitfühlen. Lilli Haller hat Hunderttausenden aus der Seele und in die Seele gesprochen, hat ihnen einen schönen Weg gezeigt zu der Stufe empor, die sie einen Schritt höher hebt über ihre Einsamkeit hinaus in die Freiheit unbeschwertem Menschentums.

Lisa Wengers Kunst ist ganz anderer Art: leidenschaftsloser, objektiver, aber auch vielgestaltiger, weitgreifender. Sie zielt auf Lebensfragen, die die Gesellschaft angehen; auf Erziehungsfragen im erweiterten Sinne. „Der Vogel im Käfig“ ist ein wohlgestaltetes, gedankenstarkes Romanwerk. Es liest sich nicht leicht, weil es mit verfeinerter Kunst gebaut ist; das heißt mit einer Kunst, die nicht das Teilziel sondern das Endziel ins Auge faßt, die nicht bloß unterhalten sondern überzeugen will; und jede Ueberzeugung will gesucht und erarbeitet sein.

Lisa Wenger kommt hier auf das Thema des „Rosenhof“ zurück, ihr Lieblingsthema: Sie macht am Leben und Schicksal eines Mädchens die hemmende und fördernde Rolle der Familienerziehung deutlich. Doch dies sei gebührend betont: Nie doziert oder polemisiert sie und schreibt sie für eine Tendenz. Nein, die Tendenz ist ganz in Gestaltung aufgelöst, und darum darf man von der erzieherischen Absicht der Schriftstellerin sprechen, ohne daß man ihre Kunst im geringsten herabmindert. Lisa Wengers Können wird von Buch zu Buch reifer und reicher. Mit einer verblüffenden Kraft und Geschicklichkeit handhabt sie heute den komplizierten Apparat der Romanepik. Dieses ist vergleichbar einem Rädergetriebe, in dem die Handlung ähnlich geschoben und ge-

bildet wird, wie etwa in der Fabrik aus dem Holzstoffbrei die glänzend reine Papierrolle entsteht. Nicht immer rollt die Handlung sichtbar vor unseren Augen dahin; oft verschwindet sie im psychologischen Räderwerk, kommt dann aber heller und reiner wieder zum Vorschein, bis sie zuletzt als kunstvolle Wahrheit vor uns liegt.

Lisa Wenger liebt verschlungene Familienbeziehungen. Die Familie Schwendt ist so ein kompliziertes Gebilde. Schwer hängt es sich an die Lebensflügel der Rahel Venz und ihres Veters Sidney. Im Familienrat wird da über das Wohl und Wehe der Kinder beschloffen. Die Ahnen sprechen ein gewichtiges Wort in die Angelegenheiten der Enkel und Urenkel hinein, auch in die zartesten und intimsten, wo es sich um Liebe und Ehe handelt. Die Tradition steht höher im Kurs als die Stimme des Herzens.

Die Vertikälitäten haben starken Anteil am Aufbau dieser das Leben führenden und beengenden Norm. Die Häuser sind die lebendige Verkörperung des Familienwollons. Sie tragen Namen: Das „Weiße Haus“, das „Haus zum blauen Vogel“. Sogar die Zimmer nehmen teil an dieser Etikettierung des Lebens: Das „grüne“, das „blaue“, das „braune Zimmer“, das „eheliche Zimmer“, das „Ehezimmer“.

Rahel ist der Vogel im Käfig, aus dem schon früh ein junger Sproß der Familie gewaltig und eigenwillig entflohen ist: Sidney, der Künstler. Ein fein durchgeführtes Künstlerleben und Schicksal ist in dieser Gestalt gezeichnet; wenige Schriftsteller, die zünftige Künstlerromane geschrieben haben, sind so tief zur Quelle der Erkenntnis hinuntergestiegen wie Lisa Wenger hier: Nur der Künstler leistet das Höchste, der auch sein Leben zum Kunstwerk gemacht hat.

Echt Goethesch denkt die Künstlerin auch darin, daß sie ihren Künstlerhelden aus den verschiedensten Schalen der Erkenntnis trinken läßt, auch aus der der Sünde im vulgär-bürgerlichen Sinne. Für sie sind die Gesetze der

menschlischen Entwicklung nicht in überlieferten Normen festgelegt. Jeder trägt sein Gesetz in sich. Freilich, es ergibt sich bald, wo dieses mit den Gesetzen der Gesellschaft zusammenfällt; hier liegen auch die Grenzen der Individualität.

Rahel, die körper- und geistes schöne Tochter des lieblichen Vaters und der bedeutungslosen Mutter, eine Schwendel, wie der Familienstolz sie nur wünschen konnte, sie hat eine schmerzvolle Entwicklung durchzumachen, bis sie sich selber gefunden hat. Rückwärts reißt sie sich los aus dem Käfig. Erst muß der Tod sie von der Autoritätsfessel erlösen, die sie an die Tante Adeline fesselt. In dieser ahnungs- und pflichtstolzen, durch ungenutzte Liebestriebe in die Verbitterung gezerrte Frau hat Lisa Wenger ihr Musterstück der Charakterisierungskunst geschaffen, einen abgerundeten, psychologisch, schier psychopathologisch vertieften Lebensroman im Roman drin. Dann muß der große Lebenswille die Heldin aus den Fesseln einer Opferehe mit einem Blinden reißen. Es braucht eine etwas überhöhte Charakterzeichnung, um uns glaubhaft zu machen, daß Rahel aus diesem Kampfe mit noch so viel Kraft hervorgeht, daß sie ihr Lebensziel — die Vereinigung mit dem geliebten Mann — erreichen kann.

Der gute Schluß kommt auf etwas romanhaften kühnen Wegen. Das Buch als Ganzes aber ist eine künstlerische Kraftleistung, auf die die Verfasserin stolz sein darf. Lisa Wenger beherrscht nicht nur die Technik, sondern sie kennt auch den Stoff — in diesem Falle das Leben und davon in erster Linie die Menschen. Sie steht diese Menschen typisch; darum erscheinen sie so wahr und in die Allgemeingültigkeit gehoben.

Wenn sich die beiden eben besprochenen Romanwerke als charakteristische Beispiele zweier Kunstströmungen: der subjektiven — bei Villi Haller — und der objektiven — bei Lisa Wenger — geben, so kann das dritte Buch, Maria Wasers Roman „Wir Narren von gestern“ als eine Synthese beider aufgefaßt werden. Das liegt in der Anlage und im Können Maria Wasers. Warm schlägt ihr Herz für fremdes Fühlen und Leiden, so warm, daß die Ich-Form des Werkes sich unversehrt erhält, in diesem Falle die Identifizierung des Erzählers mit dem Helden, der ein körperlicher Krüppel und ein seelisches Kunstwerk ist.

Simon Tellenbach ist zum seelischen Kunstwerk geworden in der formenden Hand seiner guten, leider zu früh verstorbenen Mutter. Das war eine Frau, wie sie innerlich schöner und reiner die deutsche Literatur kaum kennt. Es ist atemraubende Schönheit, was hier die Kunst einer Dichterin schuf. Eine schwere Kunst. Schwer auch zu erkennen. Noch verborgener laufen die Fäden des Handlungsgepinnstes durch das epische „Rädergetriebe“ als bei Lisa Wengers Roman. Es braucht eine ganze Leserpersönlichkeit für diese Kunst. Maria Waser steht bei den großen Künstlern, zu denen hinauf man nur mit Anstrengung gelangt.

Simon Tellenbach schreibt rückschauend seinen Lebensroman. Es ist eigentlich der Lebensroman von Mutter und Vater, in wehmütvoller Erinnerung an das frühverbliebene Schwesterchen, das „Rehlein“, geschrieben. Die Erinnerungstechnik, von Sturm so meisterlich geübt, zeigt in Maria Wasers Hand die unendliche Fülle ihrer künstlerischen Möglichkeiten. Sie kann eine Welt inneren Reichtums erschließen; sie kann alle subjektiven Empfindungen ausschöpfen und den Dichter doch auf der Höhe objektiver Erkenntnis wandeln lassen. Die Erinnerung wählt, vereinfacht, verinnerlicht eben in der Wirklichkeit unbewußt wie die Kunst es bewußt tun muß.

Die große Tat der Dichterin ist aber, wie angedeutet, jene Elisabeth Tellenbach und ihr Sohn, der Krüppel. Diese stammen auch aus einer Familie mit Geschichte. „Auf dem Ruwenberg“ nennt sich ihr Vaterhaus. Die Tradition benennt eines seiner Zimmer den „goldenen Saal“. Dieser Saal liefert den Stimmungshintergrund des ersten Teiles des Buches. Ein Schicksal, von Frau Elisabeth mit Helden-

kraft und Heldensinn ertragen bis in ein frühes Grab, von der Verfasserin mit leiser Hand nur da und dort kommentiert, läßt den unständigen und heftigen Lehrer Tellenbach dieses Haus und den „Goldenen Saal“ fliehen, um lautem Ruhm nachzulaufen und dann in Schuld und Verfehlung zurunde zu gehen. Ein Schicksal — fast möchte man sagen: Fatum im antiken oder romanischen Sinne — greift auch mit grausamer, aber von der Dichterin mild und veröhnt gezeichnete Hand an das junge blühende Leben des jetzt gewordenen Schwesterchens, des „Rehleins“. Dieses Menschenkind, schön wie ein Morgen Sonnenstrahl, wird der Dichterin gerührten Dank von Tausenden bringen. Es zu verlieren, hätte einem anders beschaffenen Bruder die Kraft zum Leben im Lichte gekniffen. Nicht so dem Simon Tellenbach. Und wir glauben ihm, daß er über das dreifache Grab hinaus aufrecht geblieben und noch höher gewachsen ist in der Erkenntnis des Göttlichen.

Maria Wasers Roman mag die kurze Reise der Schweizerbücher beschließen, die ich dir habe vorstellen wollen. Nicht, daß ich alles Gute genannt, das des Schweiters Weihnachtstisches würdig wäre. Doch glaube ich dir den sichern Griff ermöglicht zu haben. Tue ihn unbesinnt, denn ein gutes Buch ist das schönste was man schenken kann; man schenkt damit ein Stück Herz. H. B.

Jugend.

Von J. B. Widmann.

Was Jugend sei, will euch ein Alter sagen,
Wie jüngst zu Winters Anfang er's erfuhr.
Noch denk ich dran mit innigem Behagen,
Ein kürzestes Begebnis war es nur.

Ich ging an jenem Morgen früh wie immer
Aus meinem Hause nach der nahen Stadt.
Auf Bäumen lag und Dächern Frostes Schimmer,
Und unter mir der Weg war hart und glatt.

Rauhbaugig strich der Wind mir um die Nase.
„Ruh!“ schnaubt ich. „Eis bereits? Ist's schon an dem?
Für alte Knochen, spröde gleich dem Glase,
Verdammt gefährlich, gar nicht angenehm!“

Wie ich so brumme, hüpfst jußt von der Schwelle
Des nächsten Hauses eine Schülerin.
Und richtig gleitet sie mit Blickeschmelle —
Ich denke schon: „Aha, da fällt sie hin!“

Doch kann sie balanzierend noch sich halten;
Die Tasche nur entschlüpft der kleinen Hand,
Die flüchtig streicht zurecht des Kleidschens Falten;
Dann, wie sie kaum im Gleichgewicht noch stand,

Ruft in den offenen Hausflur für die Ohren
Wohl von Geschwistern in entzücktem Ton
Das eine Wort sie nur hinein: „Gefroren!“
Und wie ein Vöglein flattert sie davon.

Doch sah ich noch das strahlende Gesichtchen,
Die hellen Augen und den frohen Mund.
Der mit dem einen Wort den andern Wichtchen
Des Winters große Herrlichkeit tat kund.

Da hatt' ich's, konnte meinen Vers drauf machen:
Jungsein heißt, daß die Seele nichts verdrießt,
Daß sie im Sturz behält ihr glücklich Lachen,
Daß sie die Welt von Fall zu Fall genießt.